

Aus der Sommerschlacht.

... Und nun fahren wir schon eine Stunde im Dunkeln, links und vor uns am nahen Horizont aufzudeckende rote Blitze Leucht- fugele. Es regnet und donnert, als gewitterte es alleseitig um uns. Dem Hügel mit der Baumreihe vor uns geht es zu. Es scheint, als sei er ein Vulkan, so umzuden ihn flammen in allen Abstufungen, vom grellsten Gelb bis zum trübsten Rot. Dazu Rauchen und Donnerhallen, das man fürchtet, er werde bersten, in Rauch und Flammen verschwinden. Aus dem Dunkel umfriesen in der Tiefe liegenden Wege kommen und Munitionskolonnen entgegen. Kurz vor dem Hügel biegen wir rechts ab, fahren weiter parallel dem Feuer. Nach und nach merkt man aber an dem Säusen der Granaten, daß man dem Kampfplatz näher gekommen ist. Noch eine halbe Stunde, während der wir noch ein paar- mal die Richtung wechseln. Wir halten vor einem in Ge- hölzen stehenden Dorf, das sich mäßig, geheimnisvoll dunkel vom Grollort des Feuers abhebt. Krachend, schmetternd tönen aus ihm die Einschläge der Granaten, in der Dunkelheit unheim- lich nahe scheinend. "Batterie Trab!" Die Tiere, die Lin- heil wittern, legen sich zögernd, kumpfend ins Geschütz; die Peitsche muß sie zur Ordnung bringen. Hochstämmige Linden und Eichen umsäumen den Weg, herabhängende zerflossene Zweige streifen das Gesicht, das Geschütz hopst über einen abgeschossenen Ast, scharf biegt es um ein tiefes Granatloch. An den ersten Häusern jagen wir vorbei. Unheimlich gähnen die dunklen Fenster, Ziegel fehlen, manchmal ist ein Loch in Dach und Mauer gerissen. Je mehr wir vorwärts kommen, desto stärker sind die Zeichen der Verwüstung. Raatisch — raatisch! Zwei Blitze zuden purpurn auf, zwei schwere Granaten sind rechts der Straße in die Häuser gefahren. Und so geht es weiter, einem Aufschlag folgt nach kurzer Pause der andere, glücklicherweise alles rechts und links der Straße in die Häuser; auf die Straße sind die Engländer schlecht eingeschossen. Verbogene Eisenträger, eine lahle Mauer ragen gepeitscht gen Himmel, Brandgeruch steigt in die Nase. In scharfen Trab zieht die Batterie weiter. Halbrechts führt der Weg aus dem Dorf heraus. Freies Feld liegt vor uns, über dem die Sprengfeuer plander Schrapnell am Nachthimmel aufflammen. Weit links schiefen Flammengarben von der Erde auf, Einschläge schwerer Geschosse. Leuchtflammen steigen hoch, einzelne Bäume umgiebt ihr bleiches Licht; ein Wäldchen am Horizont, ein zerflossenes Haus wird sichtbar. Batterie halt! Wau, hier ist doch keine Stellung? Wir fahren auf freiem Feld auf.

„Bis zum Tagwerden müssen die Geschütze verschwinden sein,“ heißt es. Schnell werden die nötigen Sachen von den Proben heruntergeholt, das Schanzzeug abgeschlachtet und dann geht's ans Eingraben. Bis 100 Meter vor uns kommen die Sprengstücke heran, unweit links, wo in einer mit Bäumen bestandenen Senkung die Feldbahngleise noch vorn führen, schlagen unaufhörlich Granaten ein, zuden Schrapnell zwischen den Bäumen auf. — Der Batterie- chef will, nachdem er seine Anordnungen getroffen hat, zur Beob- achtung. Vor der Batterie soll, von dieser aus unsichtbar, ein Dorf sein und am Rande dieses Dorfes die Beobachterstelle. Hilfs- beobachter mit einem Scherenferrohr und Telephonisten, die Kabel- rollen am Koppel, gehen mit ihm. Die Telephonisten legen Telephonleitung zur Beobachtung. Durch hohes, längst schnittreifes Gras, das, feucht vom Tau, die Glieder fröhlich macht, geht es vor- wärts, dorthin, wo die Geschosse krepieren. Klatsch — da liegen wir alle im Gras, raschelnd fahren die Schrapnellkugeln durch die Halme über uns hinweg in den Boden. Eiliger geht es weiter. Mit wahr- funniger Munitionsberührung legt der Wirt ein weit aus- gehaltenes Sperrfeuer hinter die deutsche Stellung. Prrr — — — rollt der Draht von der Trommel ab, mühsam halten wir Tele- phonisten Schritt mit den schnell Ausbreitenden. Der Morgen graut langsam, langsam entschließt sich die Gegend, schon kann man das Dorf erkennen.

Sie sind auf der Cassee angelangt, die, von rechts kommend, in das Dorf führt. Herrgott, was liegt denn da? Eine Wagenschleife zeigt zum Himmel, ein Knäuel von halb und ganz zertrümmerten, an- und ausgebrannten Munitionswagen auf der Straße, da- zwischen Pferdeleiber, noch wenig aufgedunsen, sie können kaum einen Tag dort liegen. Und was da zwischen den Pferden fiedt, das sind Menschen — Kameraden! Schußloch neben Schußloch um die Wagen, umhergeschleuderte Artilleriemunition, Fegen von Wagen- blech, Speichenholz, Pferdehörnern. Auf der Straßenfläche liegt noch einer der Wagen, die verbrüht hatten, durch das feindliche Sperr- feuer hindurch ihren Kameraden in der Batterie Munition zu bringen, durch einen feindlichen Flieger geschossen und darauf von der übermächtigen Artillerie zusammengeschossen wurden. Prrr — schneller turrt die Kabeltrommel, eilig drängen alle weiter, fort von der graufigen Mauer. Weiter, hinaus aus dem Feuer, das auf Straßen und Wiese liegt. Hinaus? Nein, hinein geht's, denn in dem fast ganz zerflossenen Dorfe kracht und brüllt es noch schlimmer als hinten. Ueber der Straße liegen, im Dämmer schon erkennbar,

dichte grau-weiße Sprengwolken, Schutt und Mauerbrocken fliegen bald hier, bald dort hoch. Vorsichtig an einer Straßenseite, über Schutthäusern und Einschlaglöchern kletternd, schreitet der Batterie- trupp vorwärts. Nirgend mehr ist Leben in den Häusern, doch von irgendwoher geben scharfe Schläge der eng- lischen Artillerie Antwort. Trübselig schaut ein steinerner Knabe aus dem Garten eines vollkommen zertrümmerten Landhauses auf die Verwüstung um ihn her. Ein paar mal noch tönt des Hauptmanns kurzes: „Was passiert?“, wenn alle vor einer nahen Granate auf dem Bauche liegen. Gott sei Dank, glücklich sind wir alle durchgekommen. Nun noch ein paar Schritte bis zum Laufgraben und in diesem ein kleines Stück bis zum Beobachtungs- stand.

Das Feuer brüllt weiter, Tag und Nacht, zeitweise etwas ab- flauend, um dann plötzlich zu großer Stärke zu erwachen. Die Granaten erwischen doch hin und wieder mal einen von unserer Batterie, zuerst einen Beobachtungsunteroffizier, dann zwei Kano- niere. —

Seit nachts drei Uhr hat englisches Trommelfeuer mit einer un- geheuren Festigkeit eingesetzt. Selbst die Balken des metertief unter der Erde befindlichen Unterlandes zittern. Wie schneller, entfernter Trommelwirbel von diesen Trommeln hört sich das Ar- tilleriefeuer im Unterlande an; im Freien löst es sich auf in ein unentwirrbares, sich übersäuendes Tongemisch von Donnern, Heulen, Knallen, Zischen, Surren und zerreißendes Prasseln. Mit allen Kalibern hämmert der Engländer auf Laufgräben und Stellungen, legt er Sperrfeuer auf das Hintergelände. Hier bis fünf feindliche Flieger ziehen in der Luft, nur durch geringes Ab- wehrfeuer behindert, dahin. — Am Scherenferrohr steht der Batterie- führer. Es wird früh acht Uhr, neun Uhr. Da verfaßt plötzlich die direkte Verbindung zur Batteriestellung. Der Telephondraht ist zer- schossen. Ein Telephonist muß trotz des heftigen Feuers hinaus, die Leitung zu flicken. Eine halbe Stunde später springen gelbe Ge- stalten aus den englischen Gräben, versuchen in die deutschen zu gelangen. Dichte Reihen folgen. Ueber alle möglichen Stäbe wird das noch hinten gemeldet. Da zeigt sich, was die an der Stelle ge- ringe deutsche Artillerie leistet. In schneller Folge liegen die dicken Watterbäume der Haubitzen und die leichten weißen Federwölken der Feldkanonen über den englischen Linien. Die ersten Reiben stufen, man sieht diese stürzen, die anderen fliehen zurück; da kommen neue Reihen aus den Gräben, drängen sie wieder vorwärts — Maschinen- gewehre laden, lebhaft knallen die Gewehre. Die Infanterie wehrt sich tapfer. Viele Körper decken den Boden vor unsern Gräben, während feuert die englische Artillerie auf die rückwärtigen Gräben. Näh springen die gelben Gestalten immer wieder an. Die deutsche Artillerie schießt, was aus den Rohren geht, schießt, trotzdem sie von den englischen schweren Kalibern stark belumt wird. Doch weniger dicht werden die Sprengwolken über den englischen Stellungen. (z) (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton. Gesundheitskontrolle Erwachsener.

Während in Deutschland dank der immer mehr ausgebreiteten Anstellung von Schulärzten die Schuljugend, auch die gesunde, einer regelmäßigen ärztlichen Untersuchung unterzogen wird, wodurch Krankheiten, die noch nicht bekannt geworden, festgestellt und der Behandlung zugeführt werden, fehlt eine solche bei Erwachsenen. Selbst in Amerika ist eine solche von Lebensversicherungsgesell- schaften eingerichtet, die hier ebenso wohl dem Interesse der Unter- suchten wie der Gesellschaften entspricht, da letztere ja an der Verlängerung des Lebens der bei ihnen Versicherten ein er- hebliches materielles Interesse haben. Es wird daher neuerdings auch bei uns die planmäßige periodische Untersuchung anscheinend gegenseitig Erwachsener namentlich auch in bezug auf die Folgen des jetzigen Krieges gefordert, u. a. von Prof. Floritsch in Gotha und Stadtrat Gottstein in Charlottenburg. Letzterer hebt hervor, daß erst die planmäßige Durchuntersuchung sämtlicher Angehörigen eines bestimmten Lebensabschnittes über die Ausdehnung der Krank- heitsanlagen und über deren spätere Weiterentwicklung Licht ver- breitet. Nur die Individualuntersuchung zahlreicher Fälle durch plan- mäßige Untersuchung ganzer Altersgruppen während verschiedener Lebensalter wird für die Bekämpfung der Tuberkulose wichtige Fragen einer Lösung näher bringen. Nur durch planmäßige der- artige Untersuchungen dürfte es möglich sein, in Zukunft auch der Verminderung der Erkrankungen durch vorbeugende Kur in den Kreis der Krankheitsbekämpfung zu ziehen. Die wichtigste Folge der planmäßigen Gesundheitsfürsorge ist die Möglichkeit, alle Untersuchten bei der ersten Abweichung vom Normalen der ärztlichen Fürsorge und Behandlung zu überweisen. Die Aussichten auf Ge- nung sind ja um so günstiger, je früher die Behandlung eingeleitet wurde. Wenn bisher die Aufgabe des Arztes ausschließlich die Be- handlung der Kranken gewesen ist, so wird ihr in den nächsten Jahren die Erhaltung der Gesundheit gleichstehen. In den besseren Schichten

war bisher schon durch die hausärztliche Untersuchung gesorgt. Für die Erhaltung der Gesundheit bedarf es der periodischen Massen- untersuchung der Gesunden, die bei der erwachsenen Bevölkerung so- fort nach dem Kriege im Anschluß an die soziale Versicherung durch- geführt werden sollte.

Statistisches aus Rumänien.

„Zum Gebrauch im praktischen Leben und zur Vorarbeit für die friedliche Durchdringung fremder Länder“ hat der Verlag von H. A. Kertbes in Gotha eine kleine Länder- und Völkertafel heraus- zugeben beschloffen. Besonderem Interesse wird das Buch über „Rumänien“ begegnen, das der Professor an der Univerität Groz Otto von Dungen geschrieben hat. Die Gesamtfläche Rumäniens einschließlich der im Jahre 1913 nach den Balkankriegen von Bulgarien abgetretenen 7726 Quadrat- kilometer beläuft sich auf 139 079 Quadratkilometer, d. h. ein drittel mehr als ein Viertel der Fläche des Deutschen Reiches. Auf diesem Gebiete wohnen rund 7 1/2 Millionen Menschen, so daß auf den Quadratkilometer 54 kommen. Unter dieser Bevölkerung sind laut Zählung vom Jahre 1899 nach ihrer Nationalität etwa 5 1/2 Millionen Rumänen, 108 000 Oesterreicher und Ungarn, 24 000 Türken, 82 000 aus anderen Balkanstaaten, 8000 Deutsche und 267 000 Juden. Diese Zusammenlegung macht zum Teil das Schwanken in der Politik des Landes verständlich. Von den Bekenntnissen ist neben dem griechisch-orthodoxen, dem 5 1/2 Millionen anhangen, und dem römisch-katholischen, zu dem 150 000 gehören, das evangelische nur durch 23 000 vertreten; kaum mehr als die Hälfte der 45 000 Pro- hammedaner, 19,4 Proz. der Bevölkerung, wohnen in den Städten, 81,6 auf dem Lande. Rumänien hat eine einzige Großstadt, die Hauptstadt Bukarest mit 841 000 Ein- wohnern. Bukarest hat auch eine Univerität, die 1907/08 von 4280 Studierenden besucht war und 1909/10 einen Jahres- haushalt von 1 1/2 Millionen Mark hatte. Die zweite Univeritäts- stadt Jassy ist zugleich die zweitgrößte Stadt des Landes, zählt aber nur 75 000 Einwohner. Dann folgen die beiden, in letzter Zeit oft genannten Hafenstädte Galatz und Braila mit 72 000 und 65 000. In der Wirtschaftsoberfläche finden wir den Staatsvoranschlag 1914/15 für Einnahmen und Ausgaben mit 486 1/2 Millionen Mark, wobei von den Ausgaben auf das Ministerium der Finanzen 188, des Krieges 79 1/2 und des Kultus und Unterrichts 47 1/2 Millionen ent- fielen. Die Staatsschulden beliefen sich am 1. April dieses Jahres auf 1,68 Milliarden Mark. Die Ausfuhr überstieg im Jahre 1913 mit 532 1/2 Millionen die Einfuhr um 60 1/2 Millionen. Von der Gesamtausfuhr Rumäniens kamen auf Deutschland 7,08, auf Oester- reich-Ungarn 14 Proz., von der Gesamteinfuhr auf Deutschland 40,3, auf Oesterreich-Ungarn 23,42 Proz.

Die Insel der Vögel.

Ein wahres Paradies für Vögel scheint die durch ihre geschützte Lage als Brutort besonders geeignete Insel Wermert, eine der kleinsten unter den südfriesischen Inseln, darzustellen. Wie die „Ornithologische Monatschrift“ berichtet, übertraf das Brutergebnis des Jahres 1915 alle früheren auf dieser Insel erzielten Erfolge. Die Zahl der Belege hat sich von 4390 auf 6887 gesteigert. Im Jahre 1915 sind 17 000 Jungvögel mehr ausgebrütet worden, als im Vorjahre. Bis zum 20. Juli betrug die Zahl der nachgewiesenen Nester 3108 für die Silbermöwe, 1500 für die Brandseeschwalbe, 745 für die Küstenseeschwalbe, 249 für die Zwergseeschwalbe, 71 für den Austerfischer, 43 für den Seeregenpfeifer und 35 für die Brand- gans. Auch die seltensten Exemplare waren vertreten. Und zwar 8 Nester der Sturmmöwe, 7 Nester der Stockente, 5 Nester der Rot- schenkel, ebenso viel für die gelbe Wachtel, 8 für Aridenten und eines für das grünflügelige Teichhuhn. Besonders reich haben sich die Brandseeschwalben entwickelt, deren Zahl sich im Jahre 1915 um das Siebenfache erhöht hat. Die auffallende Zunahme der Entenarten ist auf das Schließverbot auf den Watten und angrenzenden Gebieten zurückzuführen. Stare überwinterten wie stets in geringer Zahl. Ganz ausgeblieben ist diesmal nur die weiße Wachtel, von der zum letzten Male vor zwei Jahren zwei Paare auf der Insel gebrütet hatten.

Notizen.

— Ein Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur wurde in Hildesheim begründet. — Reifenspanner für Automobilräder. Wir müssen heute dahin streben, die Abnutzung der Gummireifen auf das äußerste Maß zu beschränken. Diesen Zweck erfüllen Reifenspanner, die von einer Düsseldorfser Firma erfunden wurden. Nach dem „Prometheus“ befestigen sie aus einem Stahlblechstück, welches als Mantel über die Lauffläche des Gummireifens gezogen wird. Diese Panzer können auch über zerrissenen Gummireifen, an deren Verwendbarkeit man nicht mehr gelaugt hat, befestigt werden. Ver- suche, auch in sehr schwierigem Gelände mit großen Geschwindig- keiten, haben ausgezeichnete Ergebnisse gezeigt.

8) Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wärrland von Selma Lagerlöf. Das Kind lag in einem eigenen Bettchen, aber es hatte nur einen Strohsack unter sich und sein Bettuch. Dieses Liegen auf den groben Werggarnen Ueberzügen mußte für den kleinen garten Körper, der geschwollen und durch den Ausschlag sehr empfindlich geworden war, sicherlich sehr schmerzhaft sein. Und es war sonderbar, so oft Jan sah, wie sich die Kleine in ihrem Bettchen aufgeregt hin und her warf, mußte er an das Schönste denken, was er auf der Welt sein eigen nannte, nämlich an sein Sonntagshemd. Er besaß nur ein einziges, das aus weißer glänzender Leinwand war und eine steife Hemdbrust hatte. Dieses Hemd war so schön gearbeitet, daß es für den Süttensbesitzer auf Dubnäs gut genug gewesen wäre. Jan hielt es hoch in Ehren. Alle seine anderen Hemden waren ebenso grob wie die Bettbezüge, auf denen die kleine Klara lag. Aber es war sehr unrecht, wenn er jetzt an dieses Hemd dachte. Katrine würde ihm nie erlauben, es zu zerreißen, denn es war das Bräutigamshemd, das sie selbst ihm gegeben hatte. Katrine tat auch wirklich alles, was sie konnte. Sie hatte Pferd und Wagen von Grif in Halla entlehnt, hatte das Kind in Lächer und Decken gehüllt und war damit zum Doktor gefahren. Das war sehr brav von Katrine gewesen; aber einen Nutzen von dem Besuch beim Doktor konnte man nicht wahr- nehmen. Weder die große Arzneiflasche, die sie aus der Apotheke mitgebracht hatte, noch irgendeine von den anderen Vorschriften des Doktors hatte irgendeinen Erfolg gehabt. Und dann quälte Jan noch ein Gedanke: Wenn Eltern einmal so ein merkwürdiges Kind geschenkt wird wie die kleine Klara Gulla, dann müssen sie auch bereit sein, das Beste, was sie besitzen, für dieses Kind zu opfern. Sonst dürfen sie dieses Kind am Ende gar nicht behalten. . . . Aber es war nicht so leicht, eine Frau wie Katrine dazu zu bewegen, dies zu verstehen. Während das Kind so krank dolag, kam eines Tages die alte Finnen-Karin ins Haus. Wie alle Finnen verstand sie sich auf die Krankheiten bei den Tieren, und sie war auch

gar nicht zu Ende mit ihrer Weisheit, wenn es sich darum handelte, Gerstenkörner am Auge oder Wurm am Finger oder allerlei Geschwüre zu besprechen. Für andere Krankheiten jedoch wollte man nicht gerade seine Zuflucht zu ihr nehmen. Man hielt es gewissermaßen für unrecht, wenn man von einer Hege für andere als kleine Leiden Hilfe verlangte. Als die Finnen-Karin ins Zimmer trat, sah sie natürlich sofort das kranke Kind, und Katrine erzählte ihr auch, daß es das Scharlachfieber habe, aber weder sie noch Jan baten sie um einen guten Rat. Die Finnen-Karin sah indes wohl, wie ängstlich und be- unruhigt die Eltern waren, und als sie von Katrine mit Kaffee bewirtet worden war und ihr Jan ein Stück Koll- tabak geschenkt hatte, sagte sie ganz von selbst: „Diese Krankheit zu heilen, steht nicht in meiner Macht, aber ich will euch lehren, wie ihr selbst erkennen könnt, ob die Krankheit zum Leben oder Tod führt. Haltet euch wach bis Mitternacht, dann macht aus dem Daumen und Zeige- finger eurer linken Hand einen Ring und betrachtet da hin- durch das Kind. Dann gebt wohl acht, was neben ihm im Bett liegt, und ihr werdet erfahren, was ihr zu erwarten habt.“ Katrine dankte ihr aufs herzlichste; denn es ist am besten, wenn man sich mit solchen Leuten gut stellt. Aber es fiel ihr keinen Augenblick ein, das zu tun, was ihr angeraten worden war. Auch Jan legte kein Gewicht auf den Rat der Finnen- Karin. Er dachte an nichts als an das Hemd. Wenn er es nur gewagt hätte wegen Katrine! Aber er konnte sie unmöglich bitten, ihn das Bräuti- gamshemd zerreißen zu lassen. Er begriff sehr wohl, daß dem kleinen Mädchen dadurch nicht geholfen würde, und wenn es doch sterben mußte, dann war das Hemd rein weggeworfen. Als es Abend wurde, ging Katrine um die gewohnte Zeit zu Bett, aber Jan hatte nicht die nötige Ruhe, sich schlafen zu legen, sondern blieb wie gewöhnlich in seinem Winkel sitzen. Er sah, wie die kleine Klara sich in ihrem Bett vor Schmerzen wand, denn der Strohsack, auf dem sie lag, war zu grob und zu hart, und Jan dachte, wie herrlich es wäre, wenn er ihr ein kühles, weiches, glattes Lager zurechtmachen könnte! Das Hemd lag frisch gewaschen und ungebraucht in der

Kleidertruhe. Zu wissen, daß es dort lag, tat Jan im Herzen weh; aber es wäre ja auch nicht recht gegen Katrine gewesen, wenn er ihr Geschenk zu einem Bettuch für das Kind ver- wendet hätte. Aber wie es auch sein mochte, als die Uhrzeiger sich der Mitternachtsstunde näherten und Katrine im tiefsten Schlafe lag, ging Jan zu der Kleidertruhe hin und nahm das Hemd heraus. Zuerst riß er die steife Brust ab, und dann teilte er den Rumpf in zwei Teile. Den einen schob er sachte unter den kleinen Körper des Kindes und den anderen breitete er zwischen das Kind und die warme, dicke Decke, mit der es zu- gedeckt war. Dann kauerte er wieder in seinem Winkel zusammen und wachte bei der Kleinen wie zuvor. Er hatte noch nicht lange so geessen, als die Uhr zwölf schlug. Fast ohne sich bewußt zu sein, was er tat, hielt er die Finger der linken Hand wie einen Ring vor die Augen und schaute nach dem Bett hinüber. Und siehe! auf dem Bettrand sah ein kleiner nackter Engel Gottes. Er war von dem groben Strohsack zerkratzt und zerstoßen und hatte sicher die Absicht gehabt, sich auf und davon zu machen. Aber jetzt drehte er sich um und befühlte, das seine Hemd, strich mit beiden Händen über die Leinwand, und plötzlich schwang er die Beine wieder über den Bettrand herauf und legte sich wieder nieder, um weiter über das Kind zu wachen. Aber an dem einen Bettsofen kam zu gleicher Zeit etwas herausgefroren, das schwarz und unheimlich ausah, und als es sah, daß der Engel Gottes im Begriff war, fort- zugehen, streckte es den Kopf über die Bettstatt herauf und grinste vor Freude darüber, daß es nun ins Bett hinein- kriechen und sich an den Platz des Engels legen könnte. Als es dann sah, wie der Engel Gottes seine Nachtwaade wieder aufnahm, verrenkte es alle seine Glieder, wie wenn es die gräßlichsten Höllequalen erleiden müßte, und dann zog es sich auf den Boden zurück. Am nächsten Tag war die kleine Klara auf dem Wege der Besserung. Die Krankheit war gebrochen. Darüber war Katrine über die Maßen froh, und so hatte sie nicht das Herz, etwas über das zerrissene Bräutigamshemd zu sagen, obwohl man sich denken kann, daß sie meinte, sie habe doch einen recht verrückten Kerl zum Manne. (Schluß folgt.)

